

**Kleine Mädchen und starke Beschützer?
Geschlechtsidentitäten bei Menschen mit dissoziativer Identitätsstruktur
Vortrag von Claudia Igney
Kongress „Dissoziation und Geschlecht“, 14.11.08 in Marburg**

Eine Kurzfassung des Vortrages ist veröffentlicht in der Tagungsdokumentation: Rode, Tanja & Wildwasser Marburg e.V. (Hg.) (2009): Bube, Dame, König – DIS. Dissoziation als Überlebensstrategie im Geschlechterkontext. Köln: verlag mebes&noack

Dissoziation und Geschlecht –als ich von diesem Kongress hörte, fand ich das Thema sehr spannend und wählte als Thema meines Vortrages „Geschlechtsidentitäten bei Menschen mit DIS“ –Dies schien mir aus der Arbeit bei VIELFALT e.V. nahe liegend und einfach. Erst als ich anfang zu schreiben, überkamen mich Zweifel und immer, wenn ich an einer Stelle anfang, Verbindungen zu knüpfen, zerfiel der Zusammenhang an anderer Stelle wieder.... Deshalb bleibt mein Vortrag eine fragmentarische Annäherung und sie beginnt mit einem geschichtlichen Exkurs.

In Vorbereitung des heutigen Vortrages habe ich noch mal in alten Zeitschriften geblättert und in der Dokumentation zum Kongress „Der aufgestörte Blick Multiple Persönlichkeiten, Frauenbewegung und Gewalt“ der 1994 mit 600 TeilnehmerInnen in Bielefeld stattfand. Was haben wir alle in dieser Zeit leidenschaftlich und oft auch polemisch überspitzt diskutiert und gestritten – aber auch neugierig einander zugehört!
Ein Fazit des Kongresses war: „Damit hätten wir doch eigentlich rechnen müssen – dass es zu „Spaltungen“ kommt! Das ist doch immer so im Umfeld von multiplen Frauen ... das ist ja auch ihr Thema: Spaltung.“ aber „Das ist auch das Thema der Frauenbewegung! Das war immer unser Drama – und so werden wir nie politisch wirklich was verändern!“ (Wildwasser Bielefeld e.V. 1997, S. 125- 126). Es gab Kritik an der feministischen Identitätspolitik, die Solidarität und Gemeinsamkeit als *Frauen* untereinander fordert, dabei aber allzu oft die Machtfrage unter Frauen ausklammert. Und die multiplen Männer oder männlichen Innenpersonen? Kamen in diesem Diskurs nur am Rande vor. In der öffentlichen Podiumsdiskussion sagte einer: „aber die ganze Power dahin fließen zu lassen, zu sagen: ‚du musst erstmal für Frauen kämpfen und dann gucken wir weiter‘ ... das ist schlecht.“ (in Wildwasser Bielefeld e.V. 1997, S. 105).

In dieser Zeit kamen die Protagonistinnen überwiegend aus der feministischen Frauenbewegung bzw. Frauentherapiebewegung und der Frauenselbsthilfebewegung. Der Kampf um die Anerkennung von MPS/DIS war auch ein Kampf um die Anerkennung des erlittenen Unrechts und er war politisch! So betitelte Michaela Huber ihr 1995 erschienenes viel gelesenes und viel umstrittenes Buch: „Multiple Persönlichkeiten Überlebende extremer Gewalt“.

Das Exotisch-Fremde eignet sich gleichermaßen für Idealisierungen und Diskriminierungen. (Großmaß 1997, S. 280). Die Debatte in den Medien erfand seltsame Stilblüten. Da war die Rede vom „Horrorstück aus dem Arsenal der Psycho-Krankheiten“¹ „Bürgerkrieg im Inneren“², „seismographisch begabte Zeitgenossen, (...) die schmecken den Zeitgeist“ (Klaus Dörner)³, „Modediagnose“⁴. Aber auch in besagter Kongressdokumentation war von „Multiplen“ und „Simplen“ die Rede und anderen Auf- und Abwertungen.

¹ SPIEGEL 37/1989:220-225

² SPIEGEL 16/1994: 122-130

³ SPIEGEL 12/1995:197

⁴ PSYCHOLOGIE HEUTE April 1996: 34-40

Auch in der Selbsthilfebewegung entspannen sich erbitterte Diskussionen. Auf der einen Seite gab es bei vielen Frauen Erleichterung, endlich für sich selbst einen Namen, eine Erklärung und Anerkennung für ihr unerträgliches Leid gefunden zu haben –und gleichzeitig die Hoffnung auf Heilung.

Auf der anderen Seite stand die Frage: Kann und darf eine Identitätsstörung zum Zentrum unserer Identität werden? Was bewirken Sätze wie „Ich bin Viele“ oder „Ich habe eine Dissoziative Identitätsstörung“ als zentrale Beschreibung der eigenen Identität? In der „Namenlos“ ,Schriftenreihe zur Selbsthilfe für FrauenMädchenLesben gegen sexuelle Gewalt kritisierte Claudia Heinze 1997 polemisch, dass die Gleichsetzung „Multiple Persönlichkeiten – Überlebende extremer Gewalt“ eine Hierarchisierung bzw. Spaltung erzeugt zwischen den extremen Gewalterfahrungen der Multiplen und den „nicht so schlimmen Gewalterfahrungen“ der anderen - und damit der Abwertung ihrer Lebensgeschichte, ihres Leids und ihres Kampfes für ein besseres Leben.

Aus den Reihen der Antipsychiatriebewegung kam die Kritik an der diagnostischen Einklassifizierung. So schreibt Kempker 1997, S. 69 „Macht, Willkür und Unverständnis sind die Grundlagen der Diagnostik. Die Grenzen zwischen den so genannten Geisteskrankheiten und den so genannten neurotischen Störungen, zu denen ja die Multiplen gezählt werden, ist die Verstehbarkeit.“ Kempker kritisierte die sich daraus ergebende Einteilung von einerseits MPS/DIS als verstehbare, kreative Überlebensstrategie, die nicht in die Psychiatrie gehört und statt mit Psychopharmaka mit Psychotherapie zu behandeln ist. Erfolgchancen gut!

Und andererseits die nicht verstehbaren, unheilbaren wirklich verrückten Geisteskranken, für die dann nur Psychiatrie und Psychopharmaka bleiben - obwohl sie doch meist auch Überlebende von Gewalt sind!

Gleichzeitig benannte Hilsenbeck (1997, S. 93) das Dilemma der im Versorgungssystem tätigen Professionellen: „Die Leute mit Bestimmungsmacht in den Gremien gehen ganz unhinterfragt vom medizinischen Krankheitsmodell aus, und wenn wir als Zielgruppe anstatt „Psychisch Kranke“ „Grenzgängerinnen“ oder „Psychose-Erfahrene“ schreiben, wird uns sofort die psychiatrische Kompetenz als Trägerverein abgesprochen. Dies würde auch bedeuten, nicht mehr aus den vorhandenen Töpfen für sozialpsychiatrische komplementäre Einrichtungen finanziert zu werden.“

Und weiter gab es in dieser Diskussion multiple Frauen, die sich nicht auf die Gewalterfahrung und/oder eine Krankheitsdiagnose reduzieren lassen wollten. Die sagten: Aber ich bzw. wir haben doch auch einen ganz normalen Alltag, z.B. als Berufstätige und Mutter. Sie konnten mit den vielen Therapieberichten und dem damals vorherrschenden Therapieziel der Integration aller Persönlichkeitsanteile nichts anfangen. Sie suchten v.a. nach Wegen für ihren Alltag mit den Vielen innen und außen. So entschied sich Johanna Bauer 1996 in ihrer Ausstellung, keine Bilder der Gewalt zu zeigen, denn „detaillierte Darstellungen des Horrors errichten oft Mauern statt sie abzubauen und verhindern, sich als Betrachterin wirklich darauf einzulassen.“ (Bauer 1997, S. 5). Und weiter: „Manchmal ist das Da-Sein unerträglich, weil das Wissen um unmenschliche Gewalt und deren Folgen uns stets begleiten. Dennoch sind wir nicht krank und haben auch keine „Multiple Persönlichkeitsstörung“. Für uns ist es kein respektvoller Umgang miteinander, die „anderen“ (Persönlichkeiten) als Krankheit/ wegzu-therapierende Störung zu betrachten. Wir lernen, dass wir mit unseren Fähigkeiten **gemeinsam** einen Alltag gestalten können.“ (S.5)

Und es wurde in Bezug auf Traumatherapie die Frage aufgeworfen „Wie können wir denn etwas individuell in unser Leben und unsere Biographie integrieren, das eine ganze Gesellschaft permanent absplattet?“ (S. 50)

Für vieles gab es keine Sprache und die Worte, die dann als Kompromiss blieben, waren anfällig für Missverständnisse und Auf- und Abwertungen. System, Bande, Truppe, Familie? Die eine sieht beim Begriff System „einen Blechroboter mit Programmierungsfehlern“ vor

sich (Heinze 1997, S. 118), und andere beim Begriff „Familie“ entweder den idealisierten Wunsch nach der heilen Familie oder eben den Horror der erlebten Familienhölle....

Der Wunsch, nicht nur auf die Gewalt reduziert zu werden und dem multiplen Alltag eine Sprache zu verleihen, brachte auch Sätze hervor wie „Multipel-Sein ist eine Lebensform.“ (Bauer 1997, S. 4) oder „Ich bin Viele und trotzdem nicht verrückt.“ Ist dies eine Verharmlosung der Gewalt und des Leids?

In den 90er Jahren bedeutete das Outing als Betroffene zwangsläufig eine Zielscheibe für Projektionen aller Art zu werden. Dennoch waren diese Diskussionen wichtig!

Aber kehren wir zurück zur Geschlechtsidentität...

Es ist ein Mädchen! – Mit diesem Spruch der Hebamme (oder heute des Arztes bei der Betrachtung des Ultraschallbildes) beginnt unser Leben in Geschlechterkategorien.

Obwohl ein mehr oder weniger geringer Teil der Neugeborenen intersexuell ist - also nicht eindeutig biologisch zuordbar – werden auch diese Kinder einer der beiden Kategorien zugeordnet.

Ich hatte Gelegenheit, über mehrere Jahre einen transsexuellen Menschen bei dem in Deutschland im Transsexuellengesetz festgelegten Weg der Geschlechtsangleichung zu begleiten. Mir ist dabei erst bewusst geworden, an wie vielen Stellen unsere Gesellschaft eine eindeutige Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter verlangt oder erzwingt –und welche Irritationen die Zwischenstadien bewirken! Das beginnt bei der Entscheidung zwischen Damen- und Herrentoilette und endet in der Notwendigkeit der Gebärmutterentfernung, um rechtlich den Status „männlich“ zu erhalten. Auch die Sprache hält keine Worte für diese Zwischenstadien bereit.

Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität

Die Geschlechtsidentität ist ein Teil der personalen Identität. Personale Identität bedeutet, in der Zeit als selbe, einheitlich und innerlich kohärent fortzubestehen.

Es gibt eine Vielzahl an wissenschaftlichen Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität, also der Frage wie das individuelle Selbstverständnis einer Person als „Mann“ oder „Frau“ (Hillmann, 2007: Wörterbuch der Soziologie) entsteht.

Die Entwicklungspsychologie verbindet heute biologische, sozialisationstheoretische und kognitive Erklärungsansätze. Genetische, biologische und hormonelle Einflüsse werden angeführt. Die Evolutionspsychologie hebt hervor, dass bis vor kurzem die mütterliche Fürsorge des Stillens für den Säugling überlebenswichtig war und deshalb Mütter zwangsläufig viel Zeit und Anstrengung in die Pflege und Versorgung kleiner Kinder investieren mussten. Daraus folgen eine evolutionsbiologisch erworbene geschlechtsspezifische Präferenz und Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die entsprechende Sozialisation der Kinder durch direkte Unterweisung und Beobachtungslernen.

In unserem Zusammenhang interessant sind sozial-kognitive Theorien. Kohlbergs kognitive Entwicklungstheorie der Geschlechtsrollenentwicklung, 1966, zusammenfassend in Siegler u.a. 2005 und Oerter & Montada 2008) geht davon aus, dass Kinder ihr Wissen über die Geschlechter aktiv konstruieren.

Forschungen haben ergeben, dass Säuglinge ab dem 3.-6. Monat die Stimmen weiblicher und männlicher Erwachsener auseinander halten können, mit 9-12 Monaten können sie weibliche und männliche Gesichter unterscheiden. Bereits im Alter von 10-14 Monaten schauen Säuglinge bei simultan dargebotenen Filmen signifikant länger Kinder des eigenen Geschlechts an. Am Ende des zweiten Lebensjahres können Kinder bereits Gegenstände in die beiden Kategorien „für Mädchen“ oder „für Jungen“ klassifizieren und haben Präferenzen für dasjenige Spielzeug, das für ihr Geschlecht als passend gilt. Interessanterweise assoziieren Kinder mit

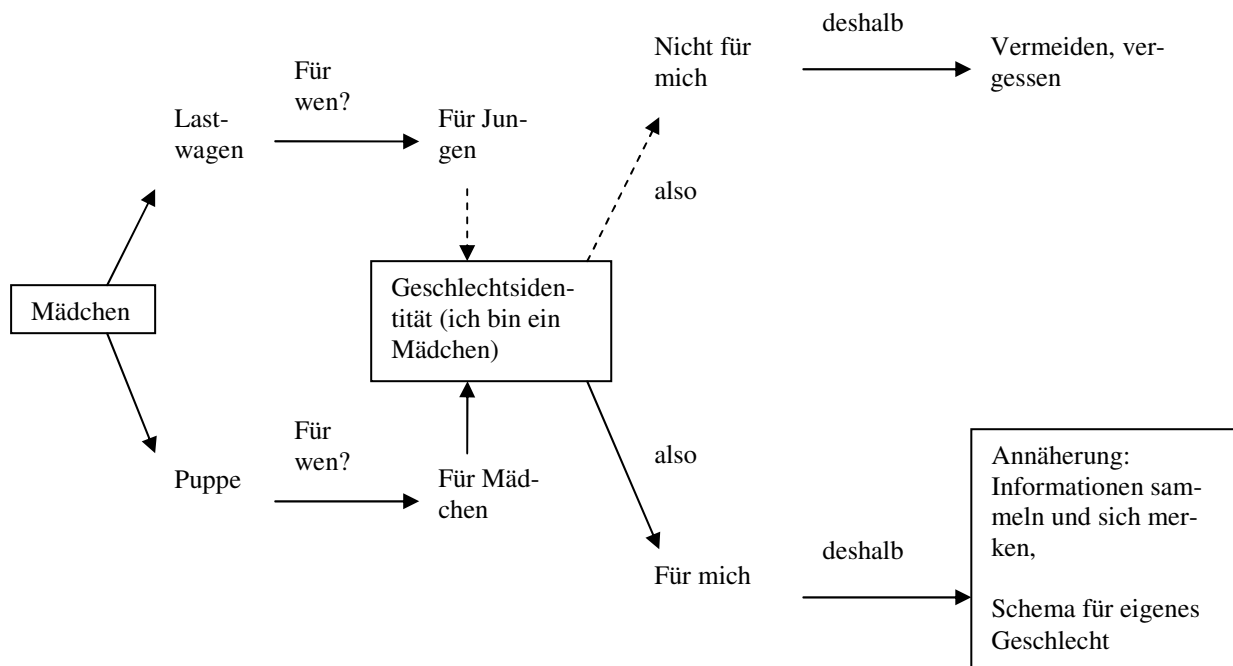
3-6 Jahren auch bestimmte metaphorische Eigenschaften mit Männlichkeit und Weiblichkeit. So klassifizieren sie Z.B. Feuer, Blitze, Haie oder Stofftiere mit langen, gefährlich aussehenden Zähnen und Gegenstände, die groß, dunkel, spitz oder rau sind, als männlich bzw. „für Jungen“. Weiche, glatte und abgerundete Gegenstände, kleine oder zerbrechlich aussehende Objekte (Schmetterlinge, Enten etc.) oder Pastellfarben werden als weiblich bzw. „Für Mädchen“ klassifiziert. Ein zorniger Gesichtsausdruck wird als männlich, ein fröhlicher als weiblich klassifiziert.

Allerdings können sie die Frage „Bis Du ein Mädchen oder ein Junge?“ erst im Alter von ca. 2,5 bis 3 Jahren beantworten. Auch in diesem Alter gibt es aber noch kein Bewusstsein, dass das Geschlecht über die Zeit hinweg stabil bleibt. So können z.B. Kinder mit 3 oder 4 Jahren noch glauben, dass der Junge im Kleid und mit Haarspangen nun nicht nur wie ein Mädchen aussieht, sondern zu einem Mädchen geworden ist. Erst mit 5-7 Jahren entwickelt sich die Geschlechtskonstanz, d.h. ein Verständnis, dass das Geschlecht etwas über die Situationen gleich Bleibendes ist („Ich bin ein Mädchen und nichts kann das ändern“).

Die Theorie der Geschlechterschemata (Bem, 1981, Martin & Halverson 1981, zit. nach Siegler u.a. 2005 und Oerter & Montada 2008) geht davon aus, dass Kinder eine intrinsische Motivation entwickeln, mit ihrem Geschlecht übereinstimmende Interessen, Werte und Verhaltensweisen zu entwickeln, sobald Kinder ihr eigenes Geschlecht identifizieren können, also bereits mit 2,5 oder 3 Jahren. Zunächst erfolgt die einfache Klassifizierung in In-Group/Out-Group, also die Klassifizierung anderer Menschen in „gleich wie ich“ oder nicht. Die angeborene Motivation zur kognitiven Übereinstimmung bringt sie dazu, Menschen des eigenen Geschlechts zu bevorzugen und ihnen mehr Aufmerksamkeit zu widmen und ein eigengeschlechtliches Schema zu entwickeln, also ein Wissen darüber, wie man Dinge tut als Mädchen/ Frau oder Junge/Mann.

Das kindliche Verständnis des Geschlechts entwickelt sich also durch ihre Konstruktion von Geschlechterschemata –mentalen Repräsentationen, die alles umfassen, was sie von den Geschlechtern wissen, also eigene Erfahrungen, Geschlechterstereotypen, die ihnen von Eltern und Gleichaltrigen vermittelt werden („Indianer kennen keinen Schmerz“, nur Mädchen spielen mit Puppen) oder über die Medien (Rambo, die Helden von Raumschiff Enterprise, Aschenputtel im Trickfilm etc.). Diese Schemata können sich mit jeder neuen Erfahrung verfestigen oder erweitern.

Geschlechtsbezogene Selbstsozialisation ist der Prozess, in dem Kinder im Allgemeinen solche Gegebenheiten bevorzugen und mehr über sie lernen, die als passend für ihr eigenes Geschlecht gekennzeichnet sind. Wenn also ein kleines Mädchen vor die Wahl gestellt ist, mit einer Puppe oder einem Lastwagen zu spielen, wird ihre Wahl von dem Wissen „Ich bin ein Mädchen“ und dem Wissen über diese Spielsachen (meist: Puppen sind Mädchenspielzeug) abhängen. Selbst bei Bemühungen um geschlechtsneutrale Erziehung durch die Eltern überwiegen hier oft die insgesamt erlernten Stereotype –oder angeborene geschlechtsspezifische Präferenzen, diese Frage ist nach wie vor umstritten.



Graphik: Theorie der Geschlechterschemata nach Martin & Halverson 1987 (aus Siegler u.a. 2005 S. 512)

Diese frühen Bahnungen formen das Schema für das eigene Geschlecht und die eigene Entwicklung. Geschlechtsschemata dienen als „Filter“ für die Verarbeitung geschlechtsbezogener Informationen und regulieren das Verhalten.

Vereinfacht gesagt: Wer nicht mit Lastwagen spielt, lernt auch nichts über sie. Wird das Verhalten durch Eltern, Lehrer und Gleichaltrige unterstützt und bleibt diese Bahnung ohne korrigierende neue Erfahrungen, so werden die Unterschiede mit der Zeit immer größer und generalisieren auf die verschiedensten sozialen Kontexte, z.B. die Berufswahl oder den Umgang mit Aggression und Gewalt.

Auch die Konzepte der Geschlechtsidentität wurden verfeinert (Oerter & Montada 2008). Zwar existieren bis heute hartnäckige Geschlechtsrollen-Stereotype.

Weibliches Rollenstereotyp	Männliches Rollenstereotyp
Passiv, angepasst, nachgiebig, vorsichtig, ängstlich, harmonisierend, abhängig, emotional, wenig selbstsicher, beziehungsorientiert	Aggressiv, aktiv, rational, ehrgeizig, ziel- und wettbewerbsorientiert, durchsetzungsfähig, unabhängig, selbstsicher, abenteuerfreudig, entscheidungsfreudig

nach Vonk & Ashmore 2004, zitiert in Möller-Leimkühler 2007

Maskulinität und Feminität werden aber nicht mehr als gegensätzliche Pole angesehen, sondern als zwei voneinander unabhängige Dimensionen, die in jedem Menschen mehr oder weniger vorhanden sind. Was es für einen selbst bedeutet, Mann oder Frau zu sein, ist geprägt von Selbstkonzeptaspekten wie das Erleben des eigenen Körpers, der eigenen Fähigkeiten, Interessen, Verhaltensweisen, Persönlichkeitseigenschaften und sozialen Beziehungen als (eher) maskulin oder feminin. Welche Abweichungen vom typischen Bild die Geschlechtsidentität einer Person beeinträchtigen, ist individuell verschieden und kulturabhängig, z.B. von der gesellschaftlichen Dominanz der Bilder von „richtigen“ oder „neuen Männern“, „guten Müttern“, „Alphamädchen“

Solche Differenzierungen der Selbstkonzeptaspekte bilden sich allerdings erst gegen Ende des Kindesalters aus. Jüngeren Kindern fehlt oft noch das Verständnis, dass es neben den Unterschieden zwischen den Geschlechtern auch Gemeinsamkeiten gibt und Unterschiede inner-

halb eines Geschlechts. Sie denken eher in absoluten Kategorien von männlich und weiblich. Die Beschäftigung mit einem „geschlechtsuntypischen“ Spielzeug oder die Äußerung eines „geschlechtsuntypischen“ Verhaltens führt somit zwangsläufig zur Gefährdung der eigenen Geschlechtsidentität.

„Das Unbehagen der Geschlechter“ – die feministische Kritik

Beauvoir schrieb „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es.“

Die feministische Theorie unterscheidet in Sex –also das angeborene biologische/ anatomische Geschlecht- und Gender –das erworbene soziale Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität. Dies geht zurück auf die strukturalistische Anthropologie (Levi-Strauss) und deren Unterscheidung in Natur und Kultur. Das heißt, es gibt zunächst ein natürliches, biologisches „Weibchen“, das sich später in eine gesellschaftlich untergeordnete Frau transformiert.

Die feministische Kritik richtete sich gegen die als naturgegeben konstruierte innere Kohärenz von anatomischem Geschlecht, Geschlechtsidentität und heterosexuellem Begehren. Der binäre Rahmen für biologisches Geschlecht und Geschlechtsidentität diene der Aufrechterhaltung der männlichen und heterosexistischen Unterdrückung, in dem die naturgegebene hierarchische Binarität –der Mann als das universelle, die Frau als das „andere“ Geschlecht- in Frage gestellt wurde.

Die radikale Spaltung des geschlechtlich bestimmten Subjekts in Sex und Gender führt zu neuen Optionen. Selbst wenn das biologische Geschlecht als vorgegeben „männlich“ oder „weiblich“ angesehen wird, bestehen für Geschlechtsidentitäten theoretisch wesentlich mehr als zwei Möglichkeiten, zumindest wenn Geschlechtsidentität nicht nur als kulturelle Zuschreibung von Bedeutung an ein vorgegebenes anatomisches Geschlecht gedacht wird. Judith Butler (1991, S. 166) denkt dies radikal: „Die Kategorie „Frau“ muss nicht unbedingt die kulturelle Konstruktion des weiblichen Körpers darstellen, und die Kategorie „Mann“ interpretiert nicht notwendigerweise männliche Körper.“ Die Herstellung der Geschlechtsidentität (doing gender) ist dabei ein wandelbarer, nie abgeschlossener Prozess.

Es wurde, z.B. von Judith Butler auch die Frage aufgeworfen, ob es eine stabile Identitätskategorie „Frau“ überhaupt gibt und ob sie als Grundlage feministischer Theorie und Politik taugt. Sie nivelliert die Vielfalt der kulturellen und gesellschaftlichen Überschneidungen z.B. mit Rassen- und Klassenprivilegien. Sie stellt die Frage auf, in welchem Maße die Kategorie „Frau“ ihre Stabilität und Kohärenz nur im Rahmen der heterosexuellen Matrix gewinnt und somit systemerhaltend wirkt. Die feministische Politik müsse die veränderlichen Konstruktionen von Identität als methodische und normative Voraussetzung sehen und als politisches Ziel anstreben (S.21).

Der Aufruf zum „Gender-Trouble“, der „Geschlechter-Verwirrung“ hatte im Rahmen der zweiten Frauenbewegung eine gesellschaftsverändernde Kraft.

Man kann den Diskurs um die Auflösung der Kategorie Geschlecht als hochtheoretische Haarspalterei ansehen angesichts der nach wie vor bestehenden gesellschaftlichen Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern z.B. in Bezug auf Bezahlung oder Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Man kann jedoch auch die praktische Relevanz erleben, z.B. hochemotionale Grabenkämpfe bei der Frage, ob Transgender bzw. transidente Menschen am Lesbenfrühlingstreffen oder der Frauendisco teilnehmen dürfen oder nicht.

Schwierig kann ebenfalls die Entscheidung sein, ob in einer Frauenselbsthilfegruppe auch die „Innenfrauen“ multipler Männer willkommen sind.

Wenn wir heute von den vielen möglichen Variationen ausgehen –von homo- und bisexuell, Latexfetischisten über Queer bis hin zum Spiel mit der Geschlechtsidentität im Internet – so scheinen Geschlechter-Verwirrung bzw. Variationen der Geschlechtsidentitäten zunehmend als normal, zumindest aber nicht mehr als krankhaft angesehen werden.

Geschlechtsidentität bei multiplen Menschen

Ist die dissoziative Identitätsstruktur nun die vollendetste Form der Auflösung der Kategorie Geschlecht –und eine Lebensform wie jede andere? Dies wurde wie schon beschrieben in der Selbsthilfe intensiv und heftig diskutiert.

Die eine Seite lehnt eine solche Sichtweise strikt ab, weil es eine Verharmlosung der erlebten Gewalt und des Leids sei. Multipel zu sein, ist das Ergebnis einer Überlebensstrategie angesichts unerträglicher Gewalt und keine frei gewählte Lebensform.

Die andere Seite beklagt, dass man doch nicht eine Krankheitsdefinition („Dissoziative Identitätsstörung“) zur Grundlage seiner Identität machen kann. Sie sagen: Wir haben überlebt, aber wir leben auch im Hier und Jetzt! – als Innenfrauen und Innenmänner und Innenkinder mit eigener Identität, die das heutige Leben gestalten, auch einen ganz normalen Alltag mit Berufstätigkeit, Freundschaften, Familie.... Dies verlangt immer wieder eine Auseinandersetzung mit der eigenen Identität als „Ich“ und als „Wir“ innerhalb des multiplen Systems.

Wer multiple Menschen begleitet, weiß, welche enorme identitätsbildende Leistung dies ist. Jede Weiterentwicklung der Zusammenarbeit im System und noch mehr jede Form der Integration und Fusion verlangt eine Neuorganisation der Identität und oft auch der Geschlechtsidentität und daraus folgender Handlungen.

Klusmann (1995) befragte bei 9 Probandinnen insgesamt 91 Innenpersönlichkeiten unterschiedlichen Alters und Geschlechts zu ihrem subjektiven Erleben. Sie stellt auch die Fragen „Kannst du mir beschreiben, wie Du aussiehst? und Deckt sich Dein Aussehen, so wie Du es siehst mit dem Aussehen des Körpers, in dem Du lebst? Die weit überwiegende Mehrheit der Persönlichkeiten hatte entweder gar keine Vorstellung von ihrem äußeren Erscheinungsbild oder ganz eigene Ansichten über Konstitution, Größe, Haarfarbe, Geschlecht etc. Dementsprechend identifizieren sich die meisten nicht mit dem realen Körper.

Die Konflikte und eine mögliche Umgangsform bringt ein Innenmann in dem Selbsthilfebuch für Frauen mit multipler Persönlichkeit (Schmetterlingsfrauen“, Marya 1999, S. 130) so zum Ausdruck:

„Wer bin ich? Bin ich ein Mann? Oder bildet sich da nur ein Persönlichkeitsanteil ein, ein Mann zu sein, weil das damals so gut in den Kram gepasst hat, männlich und beschützend zu sein? Vom Gefühl her bin ich männlich, und wenn ich in den Spiegel gucke, sehe ich eine Frau. Wenn ich in dieses Gesellschaftssystem wirklich hineinpassen will, dann muss ich mich aufgeben. Aber ich will leben! (...) Den Körper, also ich spüre den nicht, ich fühle nur meinen, und meiner ist männlich und 25 Jahre alt. ... Aber obwohl der reale Körper ein Frauenkörper ist, passe ich gut auf ihn auf. ... Also, ich sehe das so: Du kannst Dir auch in einem Haus, das deinem Feeling nicht entspricht von außen, eine kuschelige Wohnung einrichten, und um dir diese Wohnung zu erhalten, passt du eben auch auf das Haus außen auf, machst es nicht extra kaputt und reparierst Schäden an den Außenwänden.“

Und ein anderer sagt:

„Innen habe ich inzwischen gute Freunde, wobei das Geschlecht keine Rolle spielt, aber draußen ist es schwierig. Die denen wir erzählt haben, dass wir viele sind ... die können gerade noch akzeptieren, dass da ein Haufen Kinder rumwuseln und verschiedene Frauen. Aber Männer? Nun da haben sie echt Probleme, gehen total auf Distanz. ... Manche haben sogar einen richtigen Männerhass, und das tut echt weh.“ (Marya 1999, S. 133).

Theorien zur Entstehung von dissoziativen Identitätsstrukturen

Ich finde es interessant, dass die Theorien zur Entstehung von dissoziativen Identitätsstrukturen die Geschlechtsidentität nicht berücksichtigen, obwohl in der Praxis bei mehr als einem Drittel der multiplen Menschen Innenpersonen des anderen Geschlechtes beschrieben werden und die Entstehung der DIS in der Altersspanne bis ca. 7 Jahren verortet wird, also einer sensiblen Phase der Geschlechtsidentitätsbildung. Beispielphaft seien hier zwei aktuell intensiv diskutierte Theorien herausgegriffen.

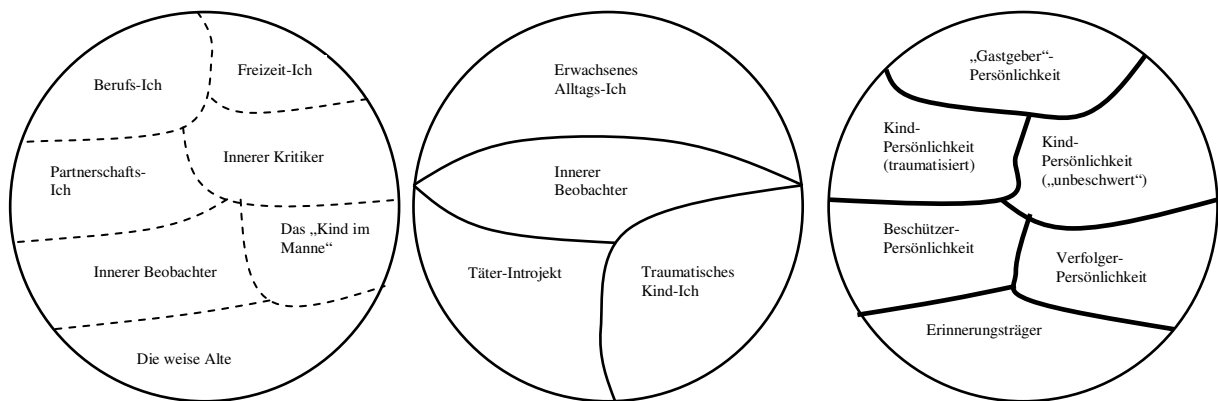
Ego-State-Theorie

Die Ego-State-Theorie (Watkins & Watkins) geht von einem Kontinuum der Dissoziation von Normalität bis Pathologie aus. Jeder Mensch besteht aus verschiedenen Persönlichkeitsanteilen. Der Grad der Durchlässigkeit und Kommunikation zwischen ihnen machen den Unterschied zwischen normal, neurotisch, Borderline und Multipler Persönlichkeit aus.

Ein Ego-State ist ein „organisiertes Verhaltens- und Erfahrungssystem, dessen Elemente durch ein gemeinsames Prinzip zusammengehalten werden und das von anderen Ich-Zuständen durch eine mehr oder weniger durchlässige Grenze getrennt ist.“ (Watkins & Watkins 2003, S. 45). Einzelne Ich-Zustände treten situationsabhängig in den Vordergrund und andere dafür in den Hintergrund, werden aber als zu sich selbst gehörig (ichsynton) empfunden. Im optimalen Fall sind die Übergänge zwischen den einzelnen Ich-Zuständen fließend und es besteht ein gemeinsames Wissen und Kooperation untereinander.

Konflikte und Unvereinbarkeiten zwischen den Ich-Zuständen verfestigen die Grenzen und führen zu zunehmendem Abwehrverhalten.

Etwas plakativ vereinfacht ließe sich das beispielhaft so veranschaulichen (nach Watkins & Watkins 2003, Putnam 2003, Peichl 2007).



Normal / Ausgeglichen	Borderline Ego-State-Disorder	DIS
Angepasste Differenzierung/ „normale“ Konflikte zwischen den Rollen bzw. Ich-Zuständen	Stärkere Trennung zwischen den Ich-Zuständen, aber i.d.R. ohne Alltagsamnesien, starke Konflikte bzw. Unvereinbarkeiten, Abwehrhaltung	Pathologische Dissoziation, starke Trennung bis hin zur vollständigen Amnesie zwischen den Persönlich- keitsanteilen, Abwehrhaltung, Phobie
Kohärentes Ich „Ich habe viele Facetten“	Identitätskonfusion „Wer bin ich?“	Dissoziative Identitätsstruktur viele Ich bzw. „Ich bin Viele“

Die Art und Anzahl dieser Ich-Zustände ist bei jedem Menschen anders. Sie sind das Ergebnis der individuellen Entwicklung und der Interaktionserfahrungen mit wichtigen Bezugspersonen.

Für die Entstehung der Ego-States machen Watkins- und Watkins drei Prozesse verantwortlich:

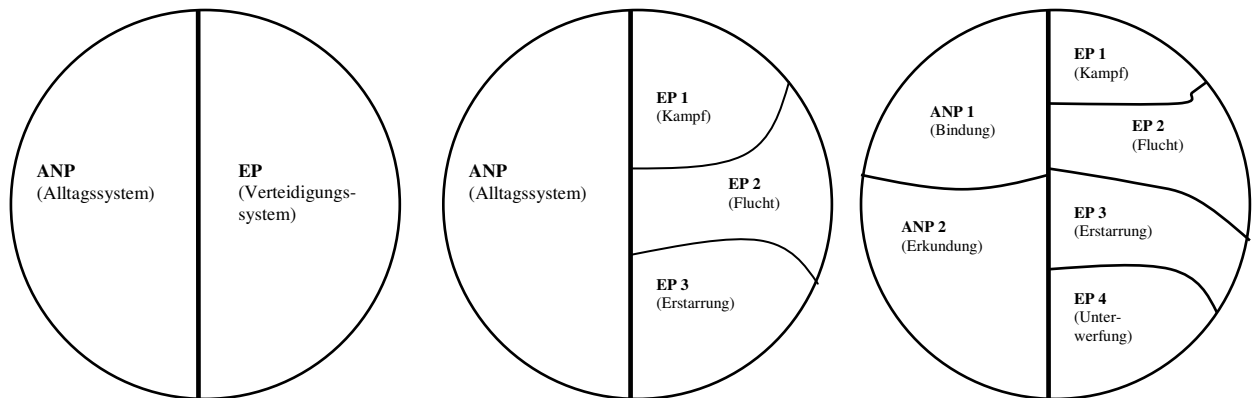
- Normale Differenzierung
 - Unterschiedliches Verhalten in unterschiedlichen Kontexten (Rollen)
- Introjektion
 - „Normale“ Introjektion der primären Bezugspersonen
 - Pathologische Introjektion als dissoziative Abwehr
- Reaktion auf ein Trauma (Ego-States, die Erfahrungen des Traumas tragen, z.B. die bildlichen Erinnerungen oder die Emotionen wie Wut/ Hass, Angst/Panik oder die Kognitionen wie z.B. "Ich bin ausgeliefert")

Theorie der strukturellen Dissoziation

Nach der Theorie der Strukturellen Dissoziation Nijenhuis u.a. (2004), van der Hart u.a. (2008) geschieht diese Spaltung unter traumatischen Bedingungen nicht nur als psychische Konfigurationen, sondern an neurobiologischen „Sollbruchstellen“. Die Persönlichkeit eines Menschen besteht aus verschiedenen angeborenen Handlungs- bzw. Aktionssystemen, die zur Steuerung der Anpassungsfähigkeit in der Umwelt dienen. Wichtigste Trennung ist die zwischen Alltagssystem und Verteidigungssystem. Das Alltagssystem unterteilt sich in mehrere Aktionssysteme wie z.B. Reproduktion/ Bindung an und Sorge für den Nachwuchs, Kontrolle des Energiehaushaltes, Erkundung u. a. Das Verteidigungssystem ist weiter unterteilt in die Aktionssysteme Flucht, Kampf, Totale Unterwerfung u.a.

Bei anhaltender schwerer Traumatisierung in früher Kindheit integrieren diese Systeme nicht ausreichend zu komplexeren Bewältigungsstrategien und dienen der strukturellen Aufteilung der Persönlichkeit, um das Überleben und die Funktionsfähigkeit im Alltag zu erhalten.

Dies kann in drei Stufen der strukturellen Dissoziation erfolgen, was sich beispielhaft graphisch veranschaulichen lässt:



Primäre strukturelle Dissoziation	Sekundäre strukturelle Dissoziation	Tertiäre strukturelle Dissoziation
Trennung in einen Persönlichkeitsanteil, der für den Alltag zuständig ist (Anscheinend normaler Persönlichkeitsanteil ANP), und einen Persönlichkeitsanteil, der die traumatische Erfahrung und die damit verbundenen Emotionen trägt (Emotionaler Persönlichkeitsanteil EP).	Fragmentierung des Emotionalen Persönlichkeitsanteils entsprechend der Aktionssysteme Flucht, Kampf, Totale Unterwerfung etc.	weitere Fragmentierung der EP, i. d. R. auch Spaltung des ANP entlang der Aktionssysteme des Alltags Sorge für den Nachwuchs, Erkundung etc
akute Belastungsstörung, posttraumatische Belastungsstörung (PTBS).	komplexe PTBS, Borderline-Störung, Dissoziative Störungen (z.B. DDNOS)	Dissoziative Identitätsstörung

Bei allen drei Formen besteht eine Vermeidung des/der ANP gegenüber der Erinnerung an das Trauma (und damit gegenüber dem/den EP). Mit Hilfe von Amnesie, Depersonalisation und emotionaler Betäubung kann die traumatische Erfahrung aus der alltäglichen Lebensrealität „rausgehalten“ werden, um somit ein irgendwie „normales“ Leben zu ermöglichen.

Bei gesunden erwachsenen Menschen sind die Handlungssysteme integriert und werden zu komplexen Handlungsstrategien verbunden. Dissoziative Anteile sind dagegen unverhältnismäßig stark geschlossene Subsysteme mit meist eingeschränktem Bewusstseinsfeld. EP's sehen oft alles „durch die Brille der Bedrohung“ und reagieren konditioniert (mit Kampf oder Unterwerfung)- dies ist adaptiv im Falle realer Gefahr! - aber Energieverschwendung und unangepasst bei „blindem Alarm“. Folge zu vieler „Fehl-Alarme“ und Defensivreaktionen ist chronische Erschöpfung und Dekompensation. Reale Handlungsmöglichkeiten werden dann nicht (mehr) gesehen, die Lernfähigkeit ist eingeschränkt. Durch Amnesien und Phobien gibt es oft wenig Empathie gegenüber den anderen. Es fehlt an Verständnis und Empathie für Ziele, für die in ihrem stark eingeschränkten Erlebnisbereich kein Platz vorgesehen ist. So kann z.B. ein ANP stolz darauf sein, nicht wütend und aggressiv zu sein (wie der früher missbrauchende Vater) und es fällt ihm schwer, einen wütenden EP zu akzeptieren, der Rache nehmen will.

Die Entwicklung der EPs erscheint oft wie in den „alten Zeiten“ stecken geblieben. Sie können die Effektivität ihrer Handlungen nicht adäquat einschätzen. Handlungen werden nicht zu Ende gebracht und nicht als erfolgreich abgeschlossen erlebt. Dadurch bleiben Erfolgsgefühle ebenso aus wie die Korrektur unerreichbarer Ziele.

Manchmal erscheinen Persönlichkeiten auch recht rigide in ihren Geschlechtsidentitäten und Vorstellungen darüber wie „ein richtiger Mann“ oder „eine richtige Frau“ zu sein hat.

Kombination der Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität und der Theorien zur Entstehung von Persönlichkeitsanteilen

Die Theorie der strukturellen Dissoziation berücksichtigt zwar die Geschlechtsidentität nicht direkt. Aber die Aufteilung in Aktionssysteme und die Spaltung entlang von neurobiologischen „Sollbruchstellen“ lässt sich auch denken als „Hardware“ des Menschen. Die gesellschaftliche Prägung und individuelle Ausgestaltung der Persönlichkeitsanteile wäre in diesem Denkmodell dann die „Software“. Es liegt nahe, dass in unserer Gesellschaft immer noch das Aktionssystem „Sorge für den Nachwuchs“ eher weiblich ausgestaltet wird und das Aktionssystem „Kampf“ eher männlich.

In Kombination der Theorien ließe sich auch schlussfolgern, dass die Einschränkung des Bewusstseinsfeldes des einzelnen Persönlichkeitsanteiles durch die Fixierung auf ein bestimmtes Aktionssystem und eingeschränkte Lernfähigkeit auch die Erweiterung und Differenzierung der Geschlechterschemata behindern. Hat die Abspaltung im Alter bis zu 7 Jahren stattgefunden, so befand sich die Entwicklung der Geschlechtsidentität noch in einem rigiden und wenig konstanten Stadium. Das Verständnis, dass das Geschlecht etwas über die Situationen gleich Bleibendes ist, konnte sich noch nicht vollständig entwickeln. Äußere Attribute wie Kleidung, bestimmtes geschlechtstypisches Verhalten dienen als Klassifizierungsmerkmale. Nehmen wir an, dass ein Persönlichkeitsanteil entstanden ist, um problematische Alltagssituationen zu meistern, die kämpferischen Einsatz erfordern - entsprechend der Theorie der strukturellen Dissoziation also dem Aktionssystem Kampf zuzuordnen- und der dann auch überwiegend in Situationen in Aktion tritt, in denen solche Handlungen erforderlich sind oder erforderlich scheinen. Nehmen wir weiter an, der Persönlichkeitsanteil identifiziert sich auf der Suche nach Modellen mit einem starken, männlich stereotyp dargestellten Serienhelden, der

in schwierigen Situationen kämpferisch stark Probleme löst –und dem ganz sicher nicht solche schlimmen Sachen passieren wie den kleinen Mädchen. Entsprechend der entwicklungspsychologischen Theorie der Geschlechterschemata und der geschlechtsbezogenen Selbstsozialisation wird dieser Persönlichkeitsanteil dann –so weit möglich - solche Gegebenheiten bevorzugen und mehr über sie lernen, die als passend für das eigene Geschlecht gekennzeichnet sind. Diese Entwicklung kann dann auch im Stadium einer rigiden „Rambo-Mentalität“ stecken bleiben, wenn andere korrigierende Erfahrungen fehlen.

Oder andersrum: Es ist wichtig, solchen Persönlichkeitsanteilen Beziehungsangebote und Situationen zu ermöglichen, die eine Erweiterung und Differenzierung ihres Handlungsspielraumes (Aktionssysteme) und ihrer Geschlechterschemata (wie bin ich ein richtiger Mann? Wie lassen sich männliche und weibliche Seiten vereinbaren?) ermöglichen.

Gesellschaftliche Entwicklungen

Identitätsentwicklung geschieht immer im kulturellen, gesellschaftlichen Rahmen. Bringt also jede Gesellschaft ihre eigenen Ausprägungen psychischer Störungen und dissoziativer Identitätsstrukturen hervor? Fördert die wachsende gesellschaftliche Differenzierung, Flexibilisierung und Rollenkonfusion auch das reale Ausmaß an Dissoziation? Oder fördert dies lediglich Theorien und therapeutische Praxisansätze, die statt dem Individuum (=das Unteilbare) das Selbst grundsätzlich als eine mehr oder weniger integrierte Einheit oder Vielheit von Teilen sehen wie NLP, Psychodrama, Ego-State-Therapie, Theorie der strukturellen Dissoziation etc.? (Bilden 1997). Und erleichtert diese gesellschaftliche Entwicklung es gleichzeitig den multiplen Menschen, ihr So-Sein zu verstehen, in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen und in Worte zu fassen?

Wenn man frühere Fälle, v.a. im 19. Jahrhundert betrachtet, so unterschieden sich die Persönlichkeiten vor allem in eine angepasste, gehemmte bis depressive Alltagsperson und ein oder mehrere Persönlichkeiten, die lebhafter, ungezogener, ausgelassener und sexuell ausschweifend (auch bisexuell) sind. Diese Persönlichkeitsaufteilung bewegte sich im Rahmen der weiblichen Rollenklischees zwischen Heilige und Hure.

Mit Sybil (Schreiber, 1973) wird zum ersten Mal eine multiple Frau mit männlichen Persönlichkeitsanteilen beschrieben. (Hacking 2001, S.104).

Putnam (2003, S. 140) fand in Befragungen zu Ende der 1980er Jahre bei etwa der Hälfte aller weiblichen DIS-Patienten männliche Identitäten im Alter von Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen. Männliche Multiple hatten in ca. zwei Drittel bis drei Viertel der Fälle weibliche Identitäten.

Auch sonst ist die Vielfalt der beschriebenen Gegensätze zwischen den Persönlichkeiten größer geworden: Kinder, jugendliche Erwachsene beiderlei Geschlechts, geschlechtsneutrale Persönlichkeiten und Identifikationen mit Tieren, Energien etc., BeschützerInnen, Beobachter, Verfolger etc.

Nach Putnam übernehmen männliche Innenpersonen weiblicher DIS-Patienten im Arbeitsleben oft männliche Rollen, z.B. Bodyguards oder Maschinisten und wirken in Sprechweise, Auftreten und Verhalten manchmal verblüffend maskulin. Weibliche Innenpersonen in männlichen DIS-Patienten sind meist ältere „gute Mutter“-Gestalten, die als Ratgeberinnen fungieren und versuchen, das für männliche DIS-Patienten typische wütende und destruktive Verhalten zu mäßigen. Sie sind zumeist im Inneren aktiver als in der Außenwelt.

Rivera (1987) beschreibt aus ihrer Arbeit mit multiplen Frauen, dass es „... sowohl für ihre verletzlichen Kind-Persönlichkeiten als auch für ihre verführerischen und/oder gehorsamen

Persönlichkeiten wichtig (ist), dass sie weiblich sind und dass ihre aggressiven Beschützerpersönlichkeiten männlich sind. ... Die Erfahrung dieser alter-Persönlichkeiten, wie sie miteinander um Status, Macht und Einfluss über das Individuum kämpfen, ist eine nachdrückliche Illustration für die soziale Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit in unserer Gesellschaft.“ (Rivera 1987 in Hacking, 2001, S. 106).

Über multiple Männer ist bisher wenig bekannt. Jedoch finden sich ähnliche Beschreibungen, z.B. in der Autobiographie von Cameron West: „Cams Verstand wurde nicht damit fertig, von einem Mann missbraucht worden zu sein. So etwas konnte nur einem Mädchen passieren. ... Wie Dusty waren auch Anna und Trudi als Mädchen entstanden, weil man angeblich gewisse Dinge mit Jungen nicht macht.“ (West 2000, S. 145/ 146 und 155).

Neue Bruchlinien der Identität?

War im 19. Jahrhundert die Annahme einer männlichen Geschlechtsidentität und eine solche Rollenvielfalt für ein Mädchen/ eine Frau außerhalb des Vorstellbaren und gesellschaftlich Möglichen? Gab es andere Grenzen der individuellen psychischen Vereinbarkeit, so dass Identitätsspaltungen an anderen Trennlinien und mit anderen Identifikationen erfolgten als heute? Und sind die heute 15-20-jährigen Multiplen anders strukturiert als die 50- oder 60-jährigen? Diese Fragen stelle ich gern zur Diskussion!

Interessant finde ich an dieser Stelle Forschungsergebnisse aus der Gewaltforschung. Es ist bekannt, dass Mädchen „weit weniger als Jungen zu aktiver Gewaltanwendung neigen und eher die Opferrolle einnehmen.“ (Enzmann & Wetzels 2001, S. 249). Für Mädchen lehnt allerdings die gesamte soziale Umgebung die Gewalt stärker normativ ab, insbesondere die Eltern. Dies wiederum korreliert mit geringerer aktiver Gewaltanwendung der Mädchen. Wenn jedoch Mädchen und Jungen in gleichem Maße keine explizite Gewaltablehnung von Seiten der Eltern erfahren, nähern sich die Delinquenzraten der Mädchen denen der Jungen an (Wetzels u. a. 2001). Und diese Beobachtung machen Professionelle in der Kinder- und Jugendarbeit zunehmend!

Hat dies Auswirkungen auf die Rollenverteilung in multiplen Systemen? Werden also die Aktionssysteme (nach der Theorie der strukturellen Dissoziation) neu verteilt zwischen den Geschlechtern? Andererseits scheint die reale Macht zwischen den Geschlechtern in unserer Gesellschaft - und auch in destruktiven Täter-Gruppierungen - doch nach wie vor insgesamt recht eindeutig verteilt.

Mein Eindruck ist, dass die Vielfalt der möglichen Rollen auch in multiplen Systemen üblicherweise größer geworden ist. Da gibt es weinende oder fürsorgliche Jungs ebenso wie aggressive weibliche Jugendliche –und weiterhin parallel dazu Persönlichkeiten, die Geschlechterklischees entsprechen wie z.B. „Karel, der Rausschmeißer, kein Denker, sondern ein Mann der Tat (Bijnsdorp 1996; S. 305).

Eine genaue Betrachtung der Geschlechter- und Aufgabenzuordnung im Rahmen der gezielten Erzeugung von Persönlichkeiten durch organisierte Täterkreise würde diesen Vortrag sprengen –wäre aber ein wichtiges Themenfeld weiterer Diskussionen.

Und damit bin ich wieder bei der politischen Dimension angekommen und dem Exkurs zu Beginn meines Vortrages. Sind wir im Mainstream angekommen? Der Traumabegriff boomt, die Fortbildungen und Fachbücher ebenso und es wächst die Zahl der TherapeutInnen und Kliniken, die ganz selbstverständlich auch die Diagnose DIS vergeben. Das Konzept der strukturellen Dissoziation hat weite Verbreitung gefunden. Dies alles hat wohl tuend zur Versachlichung des Themas beigetragen.

Vierorts werden die neuen Entwicklungen der Psychotraumatologie als bahnbrechende Erregungenschaft und die modernen traumatherapeutischen Methoden als hochwirksam angepriesen. Zu Recht!

Ich glaube, dass es für viele Professionelle einfacher geworden ist, diese Phänomene zu erkennen und zu verstehen. Und für multiple Menschen ist es einfacher geworden, ihr So-Sein zu verstehen, in einen sinnvollen Zusammenhang einzuordnen und in Worte zu fassen.

Aber ist es auch einfacher geworden, Unterstützung zu bekommen? Ja und nein. Die Chancen, die richtige Diagnose zu erhalten und auf kompetente professionelle UnterstützerInnen zu treffen, sind größer geworden.

Meine Wahrnehmung ist, dass die Kategorie Geschlecht für die Identität nicht mehr so wichtig ist wie früher zu Zeiten einer starken Frauenbewegung und Frauenselbsthilfebewegung. Auch die heftigen Debatten um DIS und identitätsstiftende Begriffe sind Geschichte.. Dissoziation als Erklärungsmodell und Dissoziative Störungen als Krankheitsdiagnosen sind im Mainstream der Traumaforschung angekommen und integriert –auch wenn sicher noch viel zu tun ist, bis sich dies auch in die letzte psychiatrische Versorgungseinrichtung ausgebreitet hat...

Und wer sich einmal in den Internetforen für Multiple Persönlichkeiten einloggt, kann erleben, wie selbstverständlich hier verschiedene Geschlechter und Innenpersonen unterschiedlichen Alters miteinander kommunizieren. Man könnte auch das Internet insgesamt als eine Möglichkeit zur Aufhebung der Kategorie Geschlecht bezeichnen –nicht nur in Multiforen, auch in anderen Communities wie Second Live werden diese Identitäts- und Rollenvielfalt und -wechsel ganz selbstverständlich ausgelebt.

Jedoch erscheint mir dies manchmal auch ein anziehender Ort und Identifikationsangebot für Menschen zu sein, die im Real Live keinen Platz finden, ausgegrenzt und ohne Chance sind (siehe a. Igney, 2008). Die Identität als Administrator oder Power-User im Multi-Forum ermöglicht Ausdrucks- bzw. Handlungsspielräume und in gewissem Maße auch Macht, die einer psychiatrisierten Sozialhilfeempfängerin in unserer realen Gesellschaft nicht zugestanden wird. Die „Kinderecken“ oder Jugendlichen- und Männerseiten in Foren und Selbsthilfewebsites sind einerseits eine wichtige Möglichkeit zum spezifischen Austausch, andererseits aber auch eine Form des „doing gender“, die die Spaltungen und Flucht aus der Realität vertiefen können.

Die Bruchlinien der Identität und der Ausgrenzung verlaufen heute an anderen Stellen. Es gibt die Identifikationsmöglichkeit als Traumatisierte und/ oder Kranke und die Hoffnung „Heilung ist machbar!“ Was immer mehr aus den Büchern und Diskussionen verschwindet, ist die Ursache. Gewalt wird umbenannt in „traumatische Situation“ und Traumatherapie soll erst beginnen, wenn der Täterkontakt beendet und die aktuelle Lebenssituation sicher ist.

Aus den Büchern und Konzepten wird alles das ausgegrenzt, was sich nicht mit Methoden der evidenzbasierten Medizin, also v.a. in randomisiert kontrollierten Studien, oder mit gerichtlichen Verurteilungen nachweisen lässt.

Die Lebenssituation vieler komplex traumatisierter, dissoziativer Menschen sieht aber anders aus! Meine Erfahrung ist, dass trotz steigender Erkenntnisse der Traumatherapie immer noch oder in Zeiten des Spardrucks wieder mehr derjenigen Menschen, die Unterstützung am dringendsten brauchen, durch die Maschen des Versorgungs- und Unterstützungssystems fallen. Sie werden ausgesondert als zu krank für Therapie und/oder sie sind zu erschöpft, um sich mit dem Medizinischen Dienst der Krankenkassen, dem Sozialpsychiatrischen Dienst oder Versorgungsamtsmitarbeitern um ihre Rechte zu streiten und mehrfache Gutachten durchzuste-

hen. Zu selten wird dies öffentlich als strukturelles Problem diskutiert. Viel öfter erleben Hilfesuchende dies als individuelles Versagen: sie passen nicht in die Behandlungskonzepte, sie schaffen die Heilung nicht, sie sind die Verlierer unserer Gesellschaft! Insbesondere wenn sie außerdem dem Stress des Arbeitslebens nicht standhalten können. In Zeiten von Hartz IV bedeutet Krankheit sehr oft eben auch Armut und soziale Ausgrenzung.

Gleichzeitig wird ihre Realität angezweifelt. Hierzu noch einmal die Frage einer Betroffenen: „Wie soll ich etwas in mein Leben integrieren, dass eine ganze Gesellschaft permanent abspaltet?“ Von einem solchen Beispiel „kollektiver Identitätsstörung“ möchte ich hier berichten. Es gibt inzwischen in NRW, RLP und Saarland umfangreiche Befragungen von Kassen-TherapeutInnen, ob und wie sie mit dem Thema rituelle Gewalt konfrontiert werden. Zwischen 43 und 61% der angeschriebenen TherapeutInnen hat geantwortet und von diesen berichteten ca. 12% detailliert von Fällen aus ihrer Praxis. Die Ergebnisse aus NRW wurden im Juni 2008 auf einer Tagung in Münster vorgestellt. Es waren eine Reihe erfahrene PraktikerInnen dabei, als ReferentInnen, OrganisatorInnen und TeilnehmerInnen. Trotzdem hatte die Tagung den Titel „Rituelle Gewalt- Spinnerei oder Realität?“ Nach der Vorstellung der Befragungsergebnisse äußerte eine Teilnehmerin resolut: Diese Ergebnisse belegen ja lediglich, dass einige TherapeutInnen ihren PatientInnen so etwas glauben. Es mag klug sein, hier nicht in die Diskussion einzusteigen. Das Publikum schwieg also, aber auch im weiteren Verlauf blieb die Tagung im Glaubenskrieg stecken. Zum Schluss brachte eine selbst betroffene Teilnehmerin den Mut auf, ihre Befremdung darüber in Worte zu fassen. Es hatte ihr außerdem gefehlt, dass mal jemand sagt: „Es ist zu schaffen!“ Sie sagte dies dann als schönes und wie ich fand, für alle anderen beschämendes Schlusswort: „Ja, ich habe es geschafft, auszusteigen, und es ist so vieles besser geworden in meinem Leben!“

„Kollektive Identitätsstörungen“ beschränken sich nicht auf rituelle Gewalt. Dieselbe Abwehr kann auch eine Frau erleben, die ins heimatliche Dorf zurückkehrt und öffentlich erzählt, was der angesehene Pfarrer ihr und anderen angetan hat.

Oder wenn ein 16-jähriger unbegleiteter Flüchtling sich im Gefängnis das Leben nimmt und in der Zeitung die Aussage eines Politikers zitiert wird: Es gab keine in der Haft liegende Gründe dafür. Obwohl es vermutlich ein ehemaliger Kindersoldat war, der ohne Dolmetscher und ohne psychosoziale Unterstützung fast den ganzen Tag eingesperrt in seiner Zelle saß.

Ich wünsche mir, dass wir viel öfter jenseits des Glaubenskrieges oder Nicht-Wahrhaben-Wollens interdisziplinär unser Wissen und unsere Erfahrungen zusammentragen. Was hilft diesen Menschen? Was fehlt? Welche Rahmenbedingungen brauchen wir für diese Arbeit? Und mit welchen politischen Strategien können wir diese erreichen? Ich habe eine zeitlang in einem Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt gearbeitet und dort erlebt, dass eine Veränderung der gesellschaftlichen Wahrnehmung und strukturelle Veränderungen bis hin zu Gesetzesänderungen und der Schaffung spezifischer neuer Opferhilfeangebote möglich und wirksam sind.

Getrennte Welten oder Integration?

Zum Abschluss möchte ich einige Gedanken zur Integration formulieren und zwar sowohl zur kollektiven als auch individuellen Integration.

Joan Amery, ein KZ-Überlebender, schrieb: Wer gefoltert wurde, „kann nicht mehr heimisch werden in der Welt“. (Amery 1980, S. 73).

Multipel zu sein bedeutet die Gleichzeitigkeit der Gegensätze, z.B. zwischen kleinen, verängstigten Mädchen und starken Beschützern. Oder: Da ist die kompetente Kollegin oder die fürsorgliche Mutter –und vielleicht nur einen Trigger oder einen „Schaltkreis“ entfernt ist das sprachlose Entsetzen in Form einer traumatisierten Kindpersönlichkeit oder eine Persönlich-

keit, die nichts anderes als die Welt der Täter kennt. Es sind getrennte innere Welten. Und getrennte Wertvorstellungen, Gefühle und Wahrnehmungen von der äußeren Welt.

Das Schwierigste bei der Integration traumatischer Erfahrungen bzw. der Integration von Persönlichkeiten bei DIS ist m. E. einen Umgang zu finden mit dem Wissen, was Menschen anderen Menschen antun und wozu man selbst gebracht werden kann an der Grenze des Mensch-Seins und des Unaushaltbaren. Integration heißt: Es ist nicht (mehr) die oder der andere oder meine Fantasie, sondern dies ist MIR geschehen und ICH habe es getan, es sind MEIN Körper, MEINE Seele und MEIN Verstand, die damit weiter leben. Erst wenn dies gelingt, ohne daran zu zerbrechen, gibt es eine gemeinsame Identität und eine gemeinsame Heimat in dieser Welt. Die spezifischen Methoden der Traumatherapie sind dafür hilfreich – aber nicht ausreichend! Was traumatisierte Menschen am meisten schätzen – oder eben vermissen, ist „ein guter, heilsamer Ort“, menschlicher Beistand, die Anerkennung des erlittenen Unrechts und das Gefühl, als einzigartiger Mensch (bzw. bei Multiplen eben auch als mehrere Persönlichkeiten) mit individuellen Bedürfnissen und Stärken und in ihrer Not gesehen und unterstützt zu werden.

Deshalb hoffe ich, dass die Traumaforschung gemeinsam mit den PraktikerInnen ihr Wissen nicht nur in Fortbildungen und Manualen weitergibt, sondern wieder vermehrt politische Strategien entwickelt zur Verbesserung der Lebenssituation traumatisierter Menschen!

Literatur

Amery, J. (1980): Jenseits von Schuld und Sühne Bewältigungsversuche eines Überwältigten. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bauer, J. (1996): Ich bin Viele – aber nicht verrückt! Der alltägliche Widerstand gegen die verrückte NORMALität. Texte und Gedichte der Ausstellung. c/o. VIELFALT e.V., PF 10 06 02, 28006 Bremen.

Bijnsdorp, L. (1996): Die 147 Personen, die ich bin. Stuttgart: Urachhaus.

Bilden, Helga (1997): Zwei oder mehr Seelen wohnen, ach! In meiner Brust. Psychologische Konzepte zum Verständnis postmoderner Subjektivität. In: Blessing, A., Hilsenbeck, P., Meske, S., Dilcher, H., Weichel, R. (Hrsg.). 20 Jahre feministische Beratung, Therapie, Supervision. Dokumentation 20. Frauentherapiekongress 1997. Selbstverlag Frauentherapiezentrum München, 426-442.

Butler, J. (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Enzmann, D., Wetzels, P. (2001). Das Ausmaß häuslicher Gewalt und die Bedeutung innerfamiliärer Gewalt für das Sozialverhalten von jungen Menschen aus kriminologischer Sicht. Familie Partnerschaft Recht 7 (4), 246-250.

Großmaß, R. (1997): Multiple Rollen oder Multiple Persönlichkeiten. Thesen zu einer heiklen Fragestellung. In: Wildwasser Bielefeld e.V. (Hg.): Der aufgestörte Blick. Multiple Persönlichkeiten, Frauenbewegung und Gewalt. Erweiterter Sammelband zum ersten bundesdeutschen Kongress mit dem Schwerpunktthema Multiple Persönlichkeitsspaltung (29.9.-1.10.1994), Bielefeld: Kleine-Verlag, 278-285.

Hacking, I. (2001/ 1995): Multiple Persönlichkeit. Zur Geschichte der Seele in der Moderne. Frankfurt/ M.: Fischer Taschenbuch.

Heinze, C. (1997): Der Kaiserin neue Kleider. Multiple Persönlichkeitsstörung: Von der Stigmatisierung zur Profilierung? In: Namenlos. Schriftenreihe zur Selbsthilfe für Mädchen Frauen Lesben gegen sexuelle Gewalt. Ludwigshafen: Selbstverlag Namenlos e.V., 101-122.

Hillmann, K.-H. (2007): Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Kröner.

Hilsenbeck, P. (1997). Feministische Alternativen zur Psychiatrie. In: Wildwasser Bielefeld e.V. (Hg.): Der aufgestörte Blick. Multiple Persönlichkeiten, Frauenbewegung und Gewalt. Erweiterter Sammelband zum ersten bundesdeutschen Kongress mit dem Schwerpunktthema Multiple Persönlichkeitsspaltung (29.9.-1.10.1994), Bielefeld: Kleine-Verlag, 80-95.

- Huber, M. (1995): Multiple Persönlichkeiten. Überlebende extremer Gewalt. Frankfurt/M.: Fischer Tb.
- Igney, C. (2008): Selbsthilfe im Internet. In: Fliß, C. & Igney, C. (Hg.). Handbuch Trauma und Dissoziation. Interdisziplinäre Kooperation für komplex traumatisierte Menschen. Lengerich: Pabst Science Publishers, 297-308.
- Kempker, K. (1997). Gewalt im Namen der „psychischen Gesundheit“ – kein Ende in Sicht? In: Wildwasser Bielefeld e.V. (Hg.): Der aufgestörte Blick. Multiple Persönlichkeiten, Frauenbewegung und Gewalt. Erweiterter Sammelband zum ersten bundesdeutschen Kongress mit dem Schwerpunktthema Multiple Persönlichkeitsspaltung (29.9.-1.10.1994), Bielefeld: Kleine-Verlag, 60-79.
- Klusmann, K (1995): Zur inneren Welt multipler Persönlichkeiten. Diplomarbeit, Universität Bielefeld, Fakultät für Psychologie und Sportwissenschaften.
- Marya, S. (1999): Schmetterlingsfrauen. Ein Selbsthilfebuch für Frauen mit multipler Persönlichkeit. München: Frauenoffensive.
- Möller-Leimkühler, A. M. (2007): Geschlechtsrolle und psychische Erkrankung. In: Rohde, A. & Marneros, A.: Geschlechtsspezifische Psychiatrie und Psychotherapie. Stuttgart: Kohlhammer, 470-484.
- Nijenhuis, E., van der Hart, O., Steele, K. (2004): Strukturelle Dissoziation der Persönlichkeitsstruktur, traumatischer Ursprung, phobische Residuen. In: Reddemann, L., Hofmann, A., Gast, U. : Psychotherapie der dissoziativen Störungen. Stuttgart: Thieme, 47-69.
- Oerter, R., Montada, R. (Hg) (2008): Entwicklungspsychologie. 6., vollständig überarbeitete Auflage, Weinheim: Beltz PVU
- Peichl, J. (2007). Innere Kinder, Täter, Helfer und Co. Ego-State-Therapie des traumatisierten Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta
- Putnam, F. W. (2003/ 1989): Diagnose und Behandlung der Dissoziativen Identitätsstörung. Paderborn: Junfermann.
- Rivera, M. (1987): Am I a Boy or a Girl? Multiple Personality as a Window on Gender Differences. Resources for Feminist Research 17 (2): 41-43.
- Schreiber, F. R. (1984/ 1973): Sybil. Persönlichkeitsspaltung einer Frau. Frankfurt/ M.: Fischer Taschenbuch.
- Siegler, R., De Loache, J., Eisenberg, N. (2005): Entwicklungspsychologie im Kindes- und Jugendalter. München: Elsevier.
- Van Der Hart, O., Nijenhuis, E. R. S., Steele, K. (2008): Das verfolgte Selbst. Strukturelle Dissoziation und die Behandlung chronischer Traumatisierung. Paderborn: Junfermann.
- Vonk, R., Ashmore, R.D. (2003): Thinking about gender types: cognitive organization of female and male types. Br. J. Soc. Psychol. 42: 257-280.
- Watkins, J.G., Watkins, H. (2003): Ego-States Theorie und Therapie. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.
- West, C. (2000): Erste Person Plural. Die Geschichte meiner vielen Persönlichkeiten. München: Ullstein.
- Wetzels, P., Enzmann, D., Mecklenburg, E., Pfeiffer, C. (2001). Jugend und Gewalt. Eine repräsentative Dunkelfeldanalyse in München und acht anderen deutschen Städten. Baden-Baden: Nomos.
- Wildwasser Bielefeld e.V. (Hg.) (1997): Der aufgestörte Blick. Multiple Persönlichkeiten, Frauenbewegung und Gewalt. Erweiterter Sammelband zum ersten bundesdeutschen Kongress mit dem Schwerpunktthema Multiple Persönlichkeitsspaltung (29.9.-1.10.1994), Bielefeld: Kleine-Verlag.